Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.)

Herausgeber: Reg. Rath Dr. Wilh. Edl. v. Well. — Hauptredacteur: Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas.

No. 29. **Wien, den 15. Juli.** **1848.**

Inhalt. Origin. Mittheil. Töltényi, Ueber die Stellung des medicinischen Lehrkörpers in der Facultät in Wien. (Forts. des Aufs. in Nr. 28 der medic. Wochensch. v. 10 Juni 1848.) — 2. **Auszüge.** A. *Patholog. Chemie.* Brzeszinski, Ein einfaches Mittel, den Zucker aus diabetischem Harne darzustellen. — Millon, Ueber die Gewichtsbestimmung des Harnstoffes. — B. *Pathologie.* Blasius, Exercierknochen bei Cavalleristen. — Bruch, Ueber die Diagnose bösartiger Geschwülste. — C. *Pharmacologie.* Kerr, Ueber die medicinischen Wirkungen des Eisenpersesquinitrates. — D. *Chirurgie.* Mayer, Beitrag zur Lehre vom subcutanen Bruchschnitte. — Pirrie, Ueber die Operation des eingeklemmten Bruches. — Spengler, Bedeutende Gehirnverletzung; Heilung ohne Zufälle. — Borggreve, Zur Lehre von den Brüchen. — E. *Otiatrik.* Sichel, Ueber die Beziehungen des Farbstoffes der Haare und der Regenbogenhaut einiger Thiere zu ihrem Gehörvermögen — 3. **Notizen.** Inosemtzeff, Einiges über Vorboten, Entwicklung, Wesen und Behandlung der kürzlich in Russland herrschend gewesenen Cholera. — 4. **Anzeigen medicin. Werke.** — Medicinische Bibliographie.

1.

Original-Mittheilung.

Ueber die Stellung des medicinischen Lehrkörpers in der Facultät in Wien.

(Fortsetzung des Aufsatzes in Nr. 28 vom 8. Juli 1848.)

Von Prof. Dr. Stanislaus v. Töltényi.

Die beste Bürgschaft der Überzeugung ist eine offene Sprache. Die grösste Bürgschaft der Wahrheit sind Beweise. Gestützt von Beweisen, kann das offene Bekenntniss Niemanden beleidigen. Demnach kann ich sagen: dass eine grosse Schmach am medicinischen Lehrkörper in Wien dadurch laste, dass die Mitglieder desselben keine Universitäts-Dignitäten erlangen können. — Wen trifft aber in dieser Beziehung der Tadel? Wen sonst als diejenigen, die diese Dignitäten den Professoren früher entzogen, im Laufe der Jahre fort und fort verweigerten, und heute noch, durch neue gesetzliche Bestimmungen sie von denselben ausschliessen wollen.

Ein Practikant in seiner Stelle, ein Soldat in der Armee, ein Ordens- oder Weltgeistlicher erklimmt fort und fort höhere Stufen der Würden; und ist ihm das Glück günstig, erklimmt er auf seiner Bahn die höchsten. Den Professoren der medicinischen Facultät in Wien, den ausgewählten Blüthen des Lehrpersonals in der Monarchie, sind alle auf ihrer natürlichen Bahn gelegenen Ehren und Würden verschlossen. Ihnen allein Ehren und Würden verschlossen, welche selbst den jüngsten, der Wissenschaft und Kunst gänzlich unbekannten, der geistigen Erziehung der Jugend vollends fremden Facultäts-Mitgliedern offen stehen! Verschlossen den Professoren, welchen allein sie an allen ausländischen Hochschulen vorbehalten sind, welche sie an einzelnen anderen Universitäten der Monarchie mit anderen Mitgliedern gleich berechtigt ansprechen können; an anderen Universitäten aber, so wie an anderen Facultäten unserer Universität wenigstens theilweise bekleiden. Verschlossen den Professoren, welche als Directoren, Vice-Directoren, Decane, Consistorial-Älteste, durch die Praxis routinirt, dem Amte mit einer Leichtigkeit, als Rectoren der Würde Achtung gebietend, vorstehen könnten; Mitgliedern aber eröffnet, welche in der Lösung der wichtigsten Aufgaben der ersteren Stellen häufig nicht genug bewandert, dem Rectorate aber möglicherweise nicht das Ansehen verleihen können, welches die höchste Würde der Universität, Angesichts des Monarchen, der Stellen, der Facultät und der Jugend erfordert.

Die sogenannte allgemeine medicinische Facultät spricht ihre Liebe und Achtung für die Professoren vielfältig aus; ihr collegialisches Wohlwollen gegen dieselben scheint daher ausser allem Zweifel. Ich zweifle auch nicht daran, dass sie für den Lehrstand besser vorzukehren Willens wäre. Wie liesse sich auch ein anderer Wille von ehrenhaften Männern erwarten? Der Missgriff aber in der Grundlage und Form der Statuirung der allgemeinen Facultät drückt ihre besten Gefühle wie ein Alp, und beherrscht ihre Beschlüsse, vielleicht gegen ihren Willen.

Fortgedrängt vom Grundstreben der Selbsterhaltung, wird sie verleitet zur möglichsten Vergrösserung ihrer Macht als Körperschaft. Ihre Verhandlungen bieten in dieser Beziehung das gewöhnliche Schauspiel fliessender Weltereignisse dar. Die Selbstvergrösserung geschieht nur auf Kosten Anderer. Desshalb, obgleich sie mit Worten, ohne Zweifel in Folge ihres besten Willens, sehr liberal ist, ist sie doch mit Thaten sehr haushälterisch; sie begnügt sich bis nun nicht nur damit, die dem Lehrkörper von anderen schon geraubten Ehrenkleider im strengen Verschluss zu halten, sie warf auch, und diess that die gebieterische Form der Verhandlungen, die Würfel auf den Rest, ohne Zustimmung der betheiligten Partei, und gewann den selbsterzwungenen Satz. Ein Ehrenkleid nach dem anderen nahm sie dem Lehrkörper ab. Es werden von ihr noch im geregelten Hazardspiele die letzten Würfel um Hemd und Kragen der Professoren geworfen, und Hemd und Kragen würden verloren gehen, wenn der Lehrkörper aus seiner gutmüthigen Indolenz endlich nicht aufgerüttelt worden wäre.

Auf, meine HH. Collegen des Lehrstandes, ihr Perlen der Universität, schützet Eure Rechte, die ihr noch habt, und erobert auch jene, die Ihr verloren! Den Juwel, den Wien's ärztliche Welt an Euch besitzt, und um welchen sie das fernste Ausland beneidet, wird sie am Ende doch nicht in den Koth werfen wollen. Es werden die gebildeteren Collegen sich in *ultima Analysi* besinnen. Sie werden die nachtheiligen Consequenzen für ihr eigenes Ansehen, für Flor und Ruhm der Universität, für die Erziehung der Jugend und für die Hoffnung der Väter und Mütter überdenken.

Das constitutionelle Leben muss uns Muth einflössen. Wir müssen uns aller constitutionellen Mittel bedienen, um unsere verlornen Rechte wieder zu erobern, und die auf die Würfel gesetzten dem Spiele vorzuenthalten. Sollen wir verzagen, weil wir nur 14 gegen 500 sind? Im geistigen Leben kann es der Einzelne mit einer Nation aufnehmen. Der Einzelne kann heben und stürzen den geistigen Staat! Im talentvollen und kräftigen Kampfe für eine gerechte und nützliche Sache werden wir allmälig das Herz der Staatsverwaltung, die Herzen unserer Mitbürger, die Neigung der unserer wissenschaftlichen Erziehung anvertrauten Jugend für uns gewinnen, die Achtung unserer Gegner selbst erzwingen, denn wir kämpfen für das allgemeine Beste.

Und nun hören wir, wer von uns steht am Boden der Gerechtigkeit, wenn wir uns die Facultäts-Würden revindiciren wollen, die Gegner aber, wie gesagt, diese uns nicht gönnen? Wir, wir stehen darauf. Denn es ist eine Schmach, diese Männern zu versagen, in welchen Ansehen, Würde, Wissenschaft in höchster Potenz unter allen Facultäts-Mitgliedern verwirklicht dastehen. Es ist eine öffentliche Prostitution unserer Facultät, Angesichts des Auslandes, Facultäts - Würden den Professoren zu versagen, ohne welche keine Facultät denkbar ist, Würden, welche im Auslande diesen allein vorbehalten sind. Als wären die Facultäts-Professoren in Wien unfähig, unwürdig, oder ob welcher Untugenden immer ungeeignet, diese Würden zu bekleiden. Als müssten sie für ihre häufigen ämtlichen Arbeiten, für ihre Anstrengung und die Opfer, die sie dem Dienste bringen, gestraft werden, und als müssten sie den Schein der Entehrung auf sich laden? Denn Strafe und Entehrung ist es, sie von Würden auszuschliessen, welche im Auslande den Professoren allein vorbehalten sind, auf welche hier in Wien das jüngste Facultäts - Mitglied Anspruch machen kann.

Wer von uns steht am constitutionellen Boden, wir oder unsere Gegner? Wir, wir stehen darauf, wenn wir Rechte uns zu revindiciren trachten, die unser Stand überall in der Welt hat, die unsere Vorfahren besassen, und die man keinem freien Bürger im wissenschaftlichen Staate versagen kann. Sie aber stehen am Boden der Willkürherrschaft, wenn sie dem besten Theil ihrer academischen Glieder die Wählbarkeit zu Würden verweigern, für welche eben diese die geeignetsten erscheinen, allen anderen Mitgliedern aber, die nicht Professoren sind, selbe ohne einen wissenschaftlichen Census zugestehen; wenn sie aus eigener Machtvollkommenheit die Wahl der Professoren zu Repräsentanten derer eigenen Sache (der wissenschaftlichen Erziehung und der Begründung des Studien- und Facultätswesens) nicht zulassen wollen. War es nicht Volkswille, welcher im Reichstag eine Kammer ohne Census verlangte? Und in Mitten dieses Volkslebens will der gebildete Stand der ärztlichen Corporation die Wählbarkeit nicht etwa durch einen wissenschaftlichen Census beschränken, sondern gerade denjenigen Mitgliedern, welche durch den höchsten wissenschaftlichen Census ihre Wählbarkeit ausweisen, die Wahlfähigkeit vorenthalten? Soll diess nicht Satyre auf eine constitutio-

nelle Freiheit sein, soll es nicht eine dem Volksgeiste zuwiderlaufende, die freie Entwickelung des wissenschaftlichen Staates hemmende Willkürherrschaft der uns im Geiste befreundeten ärztlichen Corporation heissen?

Man berufe sich nicht auf verflossene Zeiten, wo die Volksfreiheit nur das Bild eines entzückten Traumes war. Seit dem 13. März sind viele Facultäts-Sitzungen gepflogen worden. Ist auch nur Eine Stimme laut geworden zum Umsturz dieser absurden, dem allgemeinen Rechte schädlichen, Unmuth, Unzufriedenheit, Zerwürfniss, Zwiespalt unterhaltenden Tyrannei? Hat nicht schon früher die allgemeine medicinische Facultät, anticipirend die Volkssouverainität, ihren Statuten - Entwurf auf eine democratische Basis gestellt? Und ist es nicht eine Persiflage der Volkssouverainität, den besten, ja den einzig nothwendigen Theil der Facultät, die Mitglieder des Lehrkörpers wahlunfähig zu Facultäts-Ehren und Würden und Repräsentanten in Volks- und Reichstagen als Professoren zu erklären; ihren angestammten, aus der Natur der Sache fliessenden, durch Gesetze garantirten Rang in der Facultät zu verkürzen; Studiensachen der natürlichen Jury, den Händen des Lehrkörpers, zu entwinden, und sie, ohne früher durch Behörden, ohne jetzt durch das constitutionelle Ministerium dazu ermächtigt zu sein, an sich zu reissen, über die durch das Gesetz garantirten persönlichen Bezüge der Professoren zu schalten und zu walten?

Die ganze Welt kennt mich als einen friedlichen Bürger; alle meine Collegen, die Doctoren, kennen mich als einen lammfrommen Menschen; alle meine Schüler wissen von mir, dass ich, fern von aller Pedanterie, immerdar in einem freundschaftlichen, ja innigen, väterlichen Verhältnisse zu ihnen stand, obgleich dieses die frühere Zeit nicht forderte. — Alle Welt weiss aber auch, dass ich ein unnachsichtiger Vertheidiger naturgemässer wissenschaftlicher Grundsätze gewesen. Eben so soll es nun alle Welt erfahren, dass ich treu meinem Character, ein eben so unabschreckbarer Verweser meiner und der constitutionellen Rechte meiner Collegen, der Professoren, sein werde. Hat mich auch meine Mutter in keiner Löwengrube geboren, so hat sie mich doch in keinem Hasenneste ausgebrütet. Demnach, so lieb und werth mir die Freundschaft der Fac.-Collegen ist, eben so wenig kümmern mich ihre Zornesflammen. **Wäre ein Auflohen derselben überhaupt möglich?** — Nein, es ist nicht möglich. Denn wo sich dem gebildeten Geiste die Überzeugung aufdrängt, schweigt alle Leidenschaft. — So entschieden meine Sprache sein mag, eben so entschieden rechne ich auf die Achtung meiner Gegner. Nachgiebigkeit ist ja ein Stempel der Vernunft. Und wo soll diese zu Hause sein, wenn nicht bei vernunftbegabten Ärzten? Glückt es mir erst, sie über die Schädlichkeit ihrer autocratischen Strebungen zu überzeugen, so bin ich der Sieger. Und damit diess mir glücke, werde ich — lang gewohnt, mich im constitutionellen Leben zu bewegen — vom Volksgeiste gehoben, alle constitutionellen Mittel in Anwendung bringen, um den Rechten des Lehrkörpers den Sieg zu verschaffen. Ginge es anders nicht, so würde das constitutionelle Volk selbst constitutionelle Rechte einer ehrenhaften Körperschaft zu schätzen wissen.

Wie der Lehrstand von den Mitgliedern der medicinischen Facultät in seinen Standesrechten gekränkt werde, ist schon mehrfach angedeutet worden. Wie die Facultäts-Mitglieder über die natürlichen und gesetzlich garantirten Bezüge der Professoren gleich einer dictatorischen Behörde schalten und walten, soll nun gezeigt werden.

Was den Gehalt der Professoren anbelangt, so kann sich der Lehrstand nicht beklagen, dass ihnen derselbe bisher vom Vereine der Facultäts-Mitglieder offen missgönnt worden. Es gibt aber genug Einzelne, welche es in Betracht ihrer eigenen, von uns allen beklagenswerthen Noth gerne sähen, wenn den Professoren zur Nahrung die himmlische Luft, zum Getränke das irdische Wasser zugewiesen würde; welchen ein Gehalt von 2000 Gulnen der Reichthum des Crösus zu sein scheint, geeignet, die Welt der Professoren in ein Paradies umzugestalten.

Diese Missgunst ist wahrscheinlich nur bei Einzelnen anzutreffen. Im Allgemeinen ist von den Facultäts-Mitgliedern bis nun rühmlich zu erwähnen, dass sie diesen Gehalt den Professoren gerne vergönnen, und wäre er noch grösser, gerne vergönnen würden.

Wieder der abenteuerliche Vergrösserungstrieb auf Kosten des Lehrkörpers, äussert aber schon in der allgemeinen Facultät Symptome, welche die eben so gesetzlich garantirten Nebenbezüge der Professoren, wie die Gehalte sind, namentlich die Rigorosen- und Promotions-Taxen leicht gefährden könnten. Die allgemeine Facultät hat sich seit den Zeiten von Maria Theresia nie angemasst, über diese in

ihren Sitzungen zu verfügen. Nun aber — in ihrem gegenwärtigen Umbildungsprocesse — kommt zuerst im Programme für die Facultäts-Sitzung vom 23. November 1846 ein Referat des Jahresausschusses vor über das Gesuch der Hebamme Josepha Lang um taxfreie strenge Prüfung. Seitdem sind mehrere derartige Gesuche in den Plenarversammlungen erledigt worden.

Aber Verhandlungen und Beschlüsse über diese Taxen konnte die allgemeine Facultät nur in so ferne zulassen, als sie selbst bei denselben betheiligt war. Dieses Recht ihr zu bestreiten, wäre eben so illegal, wie es illegal von ihr war, über die Bezüge der Professoren wie mit den ihrigen zu verfügen. Über Taxen, welche ich als Professor gesetzmässig beziehe, kann nicht einmal der Lehrkörper ohne meine Zustimmung verfügen. Was mein ist, über das habe nur ich das Recht der Bestimmung. Wo würde es mit der Sicherheit des Eigenthums hinkommen, wenn die Gemeinde, in deren Weichbild der Besitzer lebt, ohne Vorwand und Recht darüber aburtheilen könnte? Die Idee eines geordneten Staates könnte sich bei einem solchen Vorgange nimmermehr verkörpern!

In einem constitutionellen Staate steht das Petitionsrecht einem jeden Einzelnen frei; noch mehr muss dieses Petitionsrecht einer grossen Körperschaft zugestanden werden. Ich bin also der letzte, welcher das Recht der allgemeinen Facultät bestreitet, gegen solche Bezüge, wenn sie ihr ein Dorn im Auge sind, zu petitioniren. Aber *via facti* über dieselben zu verfügen, ist eben so widerrechtlich, als es widerrechtlich wäre, wenn ich aus eigener Machtvollkommenheit den Hut oder den Mantel einem anderen Individuum vorenthielte. Der hier gerügte Vorgang ist für die Professoren um so schmerzhafter, weil gegen denselben von den Mitgliedern des Lehrkörpers wiederholt nutzlose Protestationen eingelegt worden sind.

Nun urtheile die Welt, ob diess der Weg sei, zwischen dem Lehrkörper und den Facultäts-Mitgliedern eine segensreiche Union zu erzielen? Bis zum 23. November 1846 kam kein Beispiel eines Übergriffes in die Rechte der Professoren in den Plenar-Versammlungen vor. Von da an gestaltete sich ein neues Reglement, gestalteten sich Ausschüsse auf Ausschüsse, und im Principe wurde schon die Volkssouverainität geübt, bevor noch der Statuten - Entwurf fertig gewesen. Übergriffe in die Rechte und Obliegenheiten des Lehrstandes fingen an, an die Tagesordnung zu kommen. Nun ist zwar zur Regelung corporativer Interessen die democratische Grundlage der Verhandlungen vollkommen constitutionell, und nach meiner Einsicht einzig und allein erspriesslich. Aber wenn dem dadurch veranlassten autokratischen Geschäftsgange nicht die corporativen Interessen als Gränzen angewiesen werden, verschlingt dieselbe alles, sogar das, was in gar keiner Beziehung zur ärztlichen Corporation steht, und verursacht dadurch statt Einigung Spaltung; statt Ordnung, Zerwürfniss; statt Heil, Unheil. Bedenken wir es gut, meine Freunde! Ein Strom, einmal anschwellend, verlässt alle Ufer. Wie unser Staat, waren auch unsere Institutionen krank, diess ist kein Zweifel. Es stellt sich aber heraus, dass für diese Krankheit eine irrige Therapie eingeleitet worden ist. Stellen wir uns unsere Institutionen als den Kranken selbst vor. Er will geheilt sein. Und nun fordert er in seiner Verzweiflung andere Ärzte. Diese schlagen einen anderen Weg der Behandlung ein. Seid desshalb nicht böse. Wo es sich um Leben oder Tod handelt, müssen wir nicht hartnäckig auf Meinungen, welche Vernunft und Erfahrung als irrig bezeichnet, verharren.

Die allgemeine Facultät, bei dem Willen, alles zu umfassen, pflegt den Lehrkörper nicht als eine leibliche Mutter. Durch ihren Druck, wenn ihn der Lehrkörper dulden müsste, würde Flor und Blüthe der wissenschaftlichen Erziehung untergehen, und in der Folge tausend Väter und tausend Mütter, und tausend junge Männer die Macht der ärztlichen Corporation beweinen.

Man wird das freie Wort eines rechtlichen Mannes nicht tadeln, sobald man sonnenklar einsieht, dass seine Klagen nicht aus der Luft gegriffene Beschuldigungen, seine Befürchtungen nicht Gespenster sind. Thatsachen haben vor Jedermann die Macht der Überzeugung. Es frägt sich, übte die allgemeine Facultät bis nun nur das Recht, Taxen nachzusehen oder auf ihren Erlag zu beharren. Keineswegs, sie machte von ihrer Souverainität schon einen ausgedehnteren Gebrauch. Sie beanständete Taxen, welche an Professoren für das Doctorat der Chirurgie bezahlt werden; sie trug auf Entziehung dieser Taxen an, und legte zum Grunde ihres Antrags den Usus an der Prager Facultät, nicht aber den Usus der übrigen Facultäten der Monarchie (mithin nicht den Usus der *potior pars*). Und weil das Ministe-

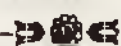
rium nicht in ihrem Sinne entschied, auch nicht entscheidend den Fortbestand dieser Prüfungen und Taxen beschloss, decretirte sie die Sistirung der beanständeten Prüfungen und Taxen *).

Meine HH. Collegen! sind wir nicht Geistverwandte, nicht Brüder im wissenschaftlichen Staate, streben wir nicht nach einem gemeinsamen Ziel, unsere Einrichtungen zum Vortheil des Staates umzubilden? Lasset ab von der schnöden Idee einer absoluten Verschmelzung des wissenschaftlichen Erziehungswesens mit den corporativen Interessen! Es ist diese Idee ein Gedanke ohne Körper, ohne practischem Boden. Sie ist ebenso bodenlos, wie die absolute Verschmelzung fremdartiger Staaten mit all' ihren Sonderinteressen unter sich. Die fliessenden Reformen im staatlichen Leben und der jetzt schon missliche Erfolg Eurer Bestrebungen sollte Euch jetzt schon von der Wahrheit meines Satzes überzeugen. Er wird Euch überzeugen, denn Ihr seid geistbegabte Männer — Männer, welche vielleicht nach dem Besten streben, aber in der Verwirklichung ihrer Theorie des practischen Bodens vergessen. Nun, wir werden ihn finden, weil er leicht zu finden ist, und endlich nach vielem Kummer, den wir uns wechselweise verursacht haben, uns ausgleichen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man erlaube mir die Frage, woher die ärztliche Corporation überhaupt das Recht habe, in einer zweifelhaften Sache in ihrem Sinne zu decretiren? woher speciell gegen einen Ministerial-Erlass einen Beschluss in einer Sache zu fassen, welche ausser ihrem Bereiche liegt? Kann sie es nachweisen, dass in Studien- und Besoldungs-Angelegenheiten nicht das Unterrichts-Ministerium, sondern sie (die ärztliche Corporation) dem Staate verantwortlich sei? Noch entsteht die Frage, woher die Eile, dass sie die vor der Thüre stehende Reform der Studien und strengen Prüfungen, welche auch über diese Taxen entschieden hätte, nicht abwarten konnte? Man wird unwillkürlich zur Frage hingedrängt, ob diess alles constitutionell österreichisch sei? Es scheint diess nicht zu sein, wenn ich als Betheiligter die Versicherung von mir gebe, dass die Motion gemacht, der Antrag an das Ministerium gestellt und der Beschluss in der allgemeinen Facultät gefasst worden ist, ohne mich aufzufordern, ob ich nichts zu erinnern habe? Es wird ein Stück meines täglichen Brotes mir genommen, ohne mich darob zu fragen; ohne mir zu sagen: Sehe dich vor mit deinen Kindern, wir haben dir einen Theil deines Brotes genommen. Soll diess ein Beleg zur gerühmten Geschäftsordnung in der allgemeinen Facultät sein; soll es den Sinn des heiligen Wortes enthalten: »*quod tibi non vis fieri ne, feceris alteri?*« Man wird vielleicht sagen: Dieses Examen war widerrechtlich, und auf die Taxen dieses Examens haben die betheiligten Professoren keinen Rechtsanspruch gehabt. Nun eben das ist es ja, worüber in Bezug auf den ersten Theil der Behauptung der ganze Lehrkörper, in Bezug auf den zweiten die betheiligten Professoren hätten gefragt werden sollen! In der That, die Stellung der medicinischen Professoren in der Facultät wird immer tragikomischer. Sie werden bald genöthigt sein, eine Subscription bei dem Publicum zu eröffnen, damit sie leben können. — Ich verschlief, wie bekannt, mein Leben nicht im sorgenfreien Lehnstuhl, arbeite auch jetzt so viel, wie nicht leicht ein Zweiter, und dennoch kommt mein Leben Schritt vor Schritt in Decadence. Allmälig musste ich mich einer guten Kost entwöhnen; wie ein guter Wein schmecke, weiss ich gar nicht mehr; das Theater ist für mich eine fremde Welt; Bälle, Concerte, Gesellschaften existiren für mich nicht; an meinem Tische kann ich mich mit keinem Gast erheitern; meine und meiner Kinder Kleider sind jammervoll; meine Hütte in Nussdorf, die mir meine Critik eingetragen, werde ich des lieben Lebens willen bald verkaufen, bald ein Dachquartier in der Stadt beziehen müssen. Im Schoosse Wiens lebe ich wie ein Anachoret. ich werde endlich sterben, wie Diogenes in einer Tonne, und meine Kinder wird der kleiden, der die Lilien am Felde kleidet. Wenn diess alles erst mit Ziffern belegt sein wird, und wenn andere Professoren vielleicht noch ein kläglicheres Lied singen werden, so wird freilich ein mächtiger Sporn da sein, für Professoren, die nach Wien berufen werden sollen. Der Ruhm der Wiener medicinischen Schule wird bald im Schoosse der Wolken horsten, und die arme Jugend wird am Mahle der Wissenschaften bald mit trockenem Munde dasitzen, und nicht etwa Berlin, sondern die kleinsten Universitäten Deutschlands, Tübingen, Erlangen, Giessen u. s. f., werden auf die berühmte Hochschule Wiens vornehm lächelnd herabblicken.

2.
Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.



A. Pathologische Chemie.

Ein einfaches Mittel, den Zucker aus diabetischem Harne darzustellen. Von Brzeszinski. — Man sammle den Urin in neuen, nicht glasirten, thönernen Gefässen. Nach 4 Tagen wird die äussere Fläche des Gefässes feucht, nach 8 Tagen setzt sich eine gelbliche Kruste auf dieser Fläche an. Diese Kruste besteht aus Zucker und lässt sich mit einem Messer wie Eierschalen ablösen. Der Verfasser sammelte auf diese Weise aus einem einzigen Gefässe einmal 60 Grammen Zuckers. (*Journal de Connaiss. méd. chir.* **1848. Fev.** und *neue medicinisch-chirurgische Zeitung.* **1848. Nr. 20.**)

Stellwag.

Über die Gewichtsbestimmung des Harnstoffes Von Millon. — Eine einfache leicht ausführbare Bestimmungsmethode des Harnstoffes im Harne ist von der höchsten Wichtigkeit, indem sich durch sie nicht bloss der Gang der Oxydation sowohl des stickstoffhaltigen Gewebes selbst, als der stickstoffhaltigen Nahrungsmittel abnehmen: sondern auch aus dem Schwanken des Harnstoffgehaltes die veränderte Diät und bis auf einen gewissen Grad die allgemeine Richtung vieler Krankheiten ersehen lässt. Diese Methode besteht nun darin, dass der Verfasser auf den Harnstoff, der sich, ohne zersetzt zu werden, sowohl in schwacher, als starker Salpetersäure auflöst, salpetersaures Quecksilber einwirken lässt, wodurch der Harnstoff in Kohlensäure und in Stickstoff zerlegt wird. Erstere wird in einem Kali-Apparate aufgefangen und das Gewicht der so erhaltenen Kohlensäure mit 1,371 multiplicirt. Das Product zeigt die Menge des zersetzten Harnstoffes an. Diese Methode ist sehr genau, es lässt sich durch sie noch 0,001 Harnstoff im Urin nachweisen, und ihre Ausführung ist sehr leicht. Sehr merkwürdig und überraschend ist der eigenthümliche Zusammenhang zwischen dem Verhältnisse des Harnstoffes und der Dichtigkeitszahl des normalen menschlichen Harns. Die zweite und dritte Decimalstelle des specifischen Gewichtes des Harns ist nämlich immer gleich dem Gewichte des in 1000 Grammen Harn enthaltenen Harnstoffes, so, dass, wenn das specifische Gewicht des Harnes bei 15° Wärme 1,0116 ist, in 1000 Grammen Harn 11,39 Grammen Harnstoff enthalten sind. Für pathologischen Harn und den Harn der Thiere gilt diese Regel jedoch nicht. — Der Verfasser fand auch in der wässerigen Feuchtigkeit des menschlichen Auges, so wie des Auges der Thiere, nebst Chlornatrium Harnstoff, und zwar im Ochsenauge gegen 20—25% des ganzen Salzgehaltes. (*Compt. rendus* **1848. Nr. 3** und *Froriep's Notizen.* **VI. Bd. Nr. 15.**)

Stellwag.

B. Pathologie.

Exercierknochen bei Cavalleristen. Von Blasius. — Der Verfasser entdeckte bei einem 38jährigen, kräftigen Manne, der an einer frischen *Commotio medullae spinalis* darniederlag, durch Zufall an jedem Oberschenkel, und zwar an der unteren Hälfte der inneren Seite in dem Zwischenraume zwischen dem *Musculus vastus internus* und den Beugern des Unterschenkels, nahe über dem *Condylus internus* eine anomale Knochenbildung in Form einer Platte, deren eine Fläche nach vorne, die andere nach hinten sieht, während der eine Rand gegen den Schenkelknochen, der andere gegen die Haut gerichtet ist. Am rechten Oberschenkel erstreckt sich diese Platte bei 4 Zoll von unten nach aufwärts, und bildet einen halben Zoll hohen Vorsprung über das Niveau der inneren Schenkelfläche. Am linken Schenkel ist diese Platte von geringeren Durchmessern und wahrscheinlich auch von geringerer Consistenz. Die Ränder beider Platten sind dünn, etwas ungleich, und an der oberen und unteren Ecke etwas abgerundet. Die Knochenbildungen sollen vermöge der Aussage des Kranken seit 18 Jahren bestehen, und eine Folge des vielen Reitens während seiner dreijährigen Dienstzeit als Cürassier sein. Sie bestehen seit jener Zeit ohne Veränderung, ohne allen Nachtheil und Functionsstörung fort. Sind diese Knochen, wie es nicht zweifelhaft scheint, wirklich die Folge eines wiederholten anhaltenden Druckes auf die betreffenden Theile während des Reitens, so sind sie mit den, unter dem Namen Exercierknochen bekannten, bei Infanteristen vorkommenden Verknöcherungen im Deltamuskel, so wie mit den in Folge anderer mechanischer Einwirkungen entstehenden Knochengebilden in dieselbe Categorie zu reihen. Der Verf. fordert alle Ärzte, welche viel mit Reitern zu thun haben, auf, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punct zu lenken und etwaige Erfahrungen öffentlich bekannt zu geben. Er empfiehlt besonders, Acht zu haben, ob nicht vielleicht unzweckmässige Einrichtung der Sättel auf die Erzeugung solcher Knochenbildungen Einfluss nehmen. (*Preussische Vereinszeitung.* **1848. Nr. 19.**) *Stellwag.*

Über die Diagnose bösartiger Geschwülste. Von Carl Bruch. — Nach zahlreichen Beobachtungen hält sich der Verfasser zu der Annahme berechtigt, dass dieselben Gesetze, welche für die Entwickelung der normalen Gewebe gelten, auch für die Entwickelung der krebshaften Gebilde bis zu einer gewissen Stufe ihre volle Gültigkeit haben. — Der erste Anfang der Organisation des ergossenen Blastems gibt sich kund in dem Auftreten eines feinkörnigen, staubartigen Niederschlages, in welchem man bald die sogenannten Elementarkörner (aus Fett mit einer Proteinhülle beste-

hend) unterscheiden kann. Eine grössere oder geringere Anzahl dieser Elementarkörner treten im weiteren Verlaufe des Entwicklungsprocesses zusammen, und werden mittelst eines gallertigen, durchscheinenden Bindungsmittels zu rundlichen Körpern (Klümpchen) vereiniget. Als solche Klümpchen werden angenommen: 1. Die primären Bildungskugeln des bebrüteten Hühnereies; 2. die Eiter, Schleim- und Speichelkörperchen; 3. die Chylus- und Lymphkörperchen; 4. die farblosen Blutkörperchen. 5. Valentin's Exsudatkörper; 6. die das Reticulum des *Carcinoma reticulare* constituirenden Körper 7. Lebert's Tuberkelzellen und endlich 8. jene eigenthümlichen Körperchen, welche man in den früheren Perioden typhöser Plaques findet. Die weitere Entwicklung bösartiger Geschwülste ist nun verschieden, je nachdem der Hauptbestandtheil des ergossenen Plasma Eiweiss oder Faserstoff ist. Aus ersterem bilden sich fast ausschliesslich die Zellen, und aus letzteren die Fasern der entstehenden Geschwulst. Über die Bildung der Zellen in Geschwülsten hat der Verfasser wohl keine unmittelbare Erfahrung, glaubt aber mit vollem Rechte die Präexistenz der Kernkörperchen vor dem Kerne bekämpfen zu müssen, da in den jüngsten (kleinsten) Zellen die Kernkörperchen noch nicht vorhanden sind, deren Anzahl aber mit der Grössenzunahme der Zellen sich mehrt. Die Kerne sind körnige und glatte. Ob bei der Entwicklung der Zellen die Hülle durch Differenzirung aus der Masse des präexistirenden Klümpchens, oder durch einen neugebildeten Niederschlag um den Kern entstehe, lässt der Verfasser unentschieden. Eine weitere Art der Zellenbildung ist nach dem Verf. die Entstehung einer Zellenhaut um einen Körnerhaufen, der nicht Kern ist, sondern einen Kern enthält, so dass der Körnerhaufen dem Zelleninhalte mit dem Kerne entspricht. Die Häufigkeit der Körnerzellen in bösartigen Geschwülsten hängt zusammen mit dem Fettreichthume krebsiger Blasteme. Die Vermehrung der Zellen in Geschwülsten geschieht durch intercellulare Formation, durch Theilung der Kerne und Endogenese. Die meisten Mutterzellen enthalten aber keine Tochterzellen, sondern nur mehrfache Zellenkerne. — Das constante, die Grundlage für die Entwickelung aller Gewebe ist nicht die Zelle, sondern der Kern. Die Zelle ist bloss eine fremdartige äussere Umhüllung des Kerns. — In krankhaften Neugebilden fand der Verfasser immer neue Bindegewebsfasern, sonst keine andern Fasern. Die meisten derselben differenziren sich direct aus dem Blastem, nachdem in demselben Krebsbildung vorausgegangen ist; es kann aber nicht geläugnet werden, dass sich Fasern auch aus Zellen in Geschwülsten entwickeln können. Ein wesentlicher Bestandtheil der Krebsgeschwülste sind die Gefässe, die um so zahlreicher und ausgebildeter sind, je entwickelter das Fasergewebe eines Krebses ist. Zuerst, und zwar in einer der frühesten Perioden der Krebsbildung entstehen Blutkörperchen aus dem Blastem, die sich von den normalen nicht unterscheiden, Anfangs haufenweise in Rinnen und Aushöhlungen des Blastems beisammenliegen. In dem diese Rinnen umgebenden Plasma lagern sich nun die Kerne der Länge nach an einander, das Blastem zerfällt in Fasern, oder zeigt wenigstens eine entsprechende Streifung und bildet so structurlose Gefässhäute, zu denen sich an manchen Stellen eine Längsfaserhaut gesellt. Diese neuen Gefässe verästeln sich nicht sehr. — Die Elementartheile der Krebse entwickeln sich auf dieselbe Weise, wie in anderen Geweben, aber aus dieser Entwickelung gehen andere Formen hervor, aus denen man die bösartige Geschwulst mit Sicherheit erkennen kann. Die Krebszelle hat durchaus keinen eigenthümlichen Character, unterscheidet sich aber von der Zelle normaler Gewebe sowohl durch ihre üppige und rasche Organisation, wie durch ihre fruchtbare und mannigfache Vermehrung. Nichtsdestoweniger kann man aber dennoch den Krebs vom normalen Gewebe durch das Microscop unterscheiden, denn in bösartigen Geschwülsten bleiben die Zellen auf der Stufe der Organisation stehen, wo dieselben sich nicht zur Constituirung eines bestimmten Gewebes weiter entwickeln, sondern der Vermehrung der Zelle allein dienen. Die grossen gefüllten Mutterzellen lassen in dieser Beziehung als Ausdruck der endogenen Zellenvermehrung, nicht aber als etwas Eigenthümliches auf die Bösartigkeit der zu untersuchenden Geschwulst schliessen. Ausser dem mit Krebsen nicht zu verwechselnden Lipomen und Enchondromen, enthalten die gutartigen Geschwülste keine oder nur wenige Zellen, und bestehen in ihrer Hauptmasse aus Fasergewebe. Überhaupt ist nach dem Verfasser eine Geschwulst um so gutartiger, je faseriger sie ist. Eine faserige Grundlage fehlt indess auch keinem Krebse. Dass sich in diesem Fasernetze der Krebse Mutterzellen selbstständig zu Alveolen des Alveolarkrebses entwickeln sollen, läugnet der Verfasser, und widerspricht der Ansicht, dass die Alveolen eigene Wände, eine sie auskleidende structurlose Membran haben. Um aber die Gut- und Bösartigkeit einer Geschwulst zu entscheiden, genügt es, einen Durchschnitt zu machen. Fliesst eine reichliche Menge eines weissen, rahmartigen Saftes aus, welcher namentlich endogene Zellenformen in üppiger Entwickelung und Vermehrung enthält, so ist die Geschwulst sicher krebsiger Natur, ebenso auch, wenn man in dem Safte Müller's Reticulum bemerkt. Erhält man aber auch in einer durch Schaben der Durchschnittfläche erzeugten Masse keine endogenen Zellenformen, oder gar keine deutlichen Zellen, so ist die Diagnose problematisch. Ist der Gehalt einer Geschwulst wässerig, bloss fettig, anorganisch, oder erhält man durch Schaben nur Fasern und reifes Bindegewebe, so ist die gutartige Beschaffenheit einer Geschwulst entschieden. Im weiteren Verlaufe behandelt der Verf. das Verhältniss zwischen dem Krebse und dem Exsudate, der Geschwulst im weiteren Sinne. Das Exsudat kann sich in das gleiche Gewebe umwandeln, in welches es ergossen ist, dieses Organ hypertrophisiren. Es kann sich aber auch in Narben- und Bindegewebe umstalten, wobei das characteristisch ist, dass nach

der ersten Ablagerung keine weitere mehr erfolgt (granulirte Leber). Ein Exsudat hat um so mehr Neigung zu dieser Metamorphose, je geringer die Masse und je allmäliger es entstanden ist. Ist aber Exsudat in Masse ergossen, wie bei Entzündungen, so erfolgt ein Stehenbleiben seiner Elementartheile auf der niedrigsten Organisationsstuffe, der Klümpchenbildung (Eiterkörperchen), es kommt zur Eiterung; enthält das Exsudat aber wenig Flüssigkeit, so legen sich die Klümpchen dicht an einander, schrumpfen, werden unregelmässig und unlöslich in Essigsäure (Lebert's Tuberkelkörperchen), es kommt zur Tuberkelbildung. Die Eiterkörper und sogenannten Tuberkelkörper stehen einander also sehr nahe, es gibt sehr viele Zwischenformen, und beide gehören zur Classe der am wenigsten organisirten Neubildungen. — Denkt man sich eine Narbe, welche mehr Zufluss als andere Gewebe erhält, so hat man eine wachsende Narbe, d. i. eine Geschwulst im engeren Sinne. Erzeugt sich bei diesem Heranwachsen der Narbe nur neues Narbengewebe, so erhalten wir das, was man Fibroide, Desmoide, Polypen nennt. Erfolgt aber das Wachsthum in der Art, dass das Exsudat nicht nur wächst und sich organisirt, sondern dass demselben rasch massenhafte Nachschübe folgen, welche nicht auf der niederen Organisationsstuffe des Eiters oder Tuberkels stehen bleibend, sich zur Zellenbildung erheben, ihrer Masse wegen aber diese Organisationsstufe nicht überschreiten, so hat man eine wuchernde Geschwulst, einen Krebs, der dadurch tödtet, dass sich diese Nachschübe bis zur Erschöpfung des Organismus wiederholen. Es gibt demnach keine strenge Gränze zwischen gut- und bösartigen Geschwülsten; letzteren kommt hauptsächlich der Begriff der Wucherung zu, und jede Geschwulst, wenn sie zu wuchern anfängt, kann bösartig werden. — Der Verfasser geht nun die einzelnen Krebsformen durch. Ob das *Carcinoma alveolare* krebsiger Natur sei, ist zweifelhaft. Das *Carcinoma melanodes* ist ein pigmentirter Markschwamm. Die geschwänzten Körper des *Carcinoma medullare* sind zum grössten Theil in der Entwickelung begriffene Kerne, aber keine Zellen. Das *Carcinoma fasciculatum* Müller's ist ein Medullarkrebs von gröberem Bau. Der *Fungus haematodes* ist ein Medullar-Carcinom von besonders grossem Gefässreichthum. Die Gefässe befinden sich aber auf einer niederen Stufe der Entwickelung, stellen mehr noch Blutrinnen vor, und erklären so die Häufigkeit der Blutextravasationen im Innern solcher Geschwülste. Aus Teleangiectasien kann sich leicht *Fungus haematodes* entwickeln, da die Möglichkeit der Ablagerung krebsartigen Blastems in Muttermählern gegeben ist. So wie das *Carcinoma fasciculatum* ist auch Henle's Syphonom und Rokitansky's Zottenkrebs bloss eine Abart des Markschwammes, ausgezeichnet durch verschiedene Anordnung der Gefässe. Die Epithelialgeschwülste sind nicht immer gutartig, man findet darin oft endogene Bildung; wachsen solche Geschwülste rasch, zeigen sie Saftbildung und ein faseriges Gerüste, so ist die bösartige Natur ganz zweifellos. — Der Krebs erweicht nie von Innen aus. Die Fluctuation solcher Krebse erklärt sich erstlich aus dem raschen Wachsthume, dem Saftreichthume und den häufig erfolgenden Blutergüssen in weichen Krebsen. Diese Umstände sind es, welche das schwappende Gefühl an einzelnen Stellen des Krebses erzeugen. Die entleerte Masse solcher scheinbar aufgebrochener Krebse ist daher nicht Eiter, sondern Krebssaft, welcher ein eitriges Aussehen hat, gemischt mit Blut. Der äussere Aufbruch ist ganz etwas anderes, gehört durchaus nicht zum Wesen des krebsigen Processes, da auch gutartige oberflächlich gelagerte Geschwülste, wenn sie so gross werden, dass die Haut darüber berstet, in Verschwärung übergehen. Die bei dem Aufbruch vorhandenen Schmerzen und Entzündungserscheinungen gehören den Nerven und Gefässen des umgebenden Muttergewebes an, indem die Krebse keine Nerven und kein regelmässiges Gefässsystem haben. Sie wirken bloss als Entzündungsreiz auf das Muttergewebe. Es kann also auch kein ordentlicher Brand in den Krebsen angenommen werden; das theilweise Absterben der Krebsmasse nach dem Aufbruch ist eine in Folge des Zutrittes atmosphärischer Luft eingetretene Verjauchung. — Als Ursache der Recidiven des Krebses erkennt der Verfasser durchaus nicht eine eigenthümliche specifische Blutbeschaffenheit an, sondern sucht sie auf sehr mannigfache, aber speciellere Momente zurückzuführen. Überhaupt hält der Verfasser die Existenz einer Krebsdyscrasie für eine legitime aber unhaltbare Hypothese, und führt dafür mannigfache Gründe an, die aber grösstentheils selbst der Bestätigung bedürfen. Dem zufolge erklärt der Verfasser den Krebs für heilbar. (*Journal für Chirurgie und Augenheilkunde von Walther u. Ammon. VIII. Bd. 2. Heft. Ref. von Gerlach in Mainz.*) *Stellwag.*

C. Pharmacologie.

Über die medicinischen Wirkungen des Eisenpersesquinitrates. Von Kerr. — Verf. hat schon früher die Wirksamkeit dieses Mittels gegen chronische Diarrhöen bekannt gemacht, in welcher Beziehung es auch die Disposition zur Cholera vermindert. Die Fälle, wo dieses Heilmittel die Diarrhöe nicht heilt, sind solche, wo man eine Verschwärung der Darmschleimhaut mit Grund vermuthet, daher ist es in der chronischen Dysenterie oder in der Diarrhöe der Phthisiker nicht anwendbar. Dr. Graves fand es auch besonders wirksam in der Diarrhöe, an welcher Frauen von zarter und schwacher Constitution leiden, welche häufig Symptome nervöser Störung, als: Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Kopfschmerz darbieten, welche leicht erregbar sind, eine Neigung zur Abmagerung und Blässe und wenig oder gar keinen Appetit haben. Die verschiedensten Mittel wurden gegen diese Form der Diarrhöe ohne Erfolg versucht. Die hartnäckigsten Fälle aber wichen dem Gebrauche des genannten Eisenpräparates. Die Gabe betrug gewöhnlich 7—8 Tropfen

des Liquors, mit welcher allmälig auf 12—15 des Tages gestiegen wurde. Die Heilung erfolgte ohne die mindeste üble Wirkung. Verf. beobachtete Fälle, wo die Krankheit Jahre lang dauerte und in kurzer Zeit beseitiget wurde. Oft entsteht durch die Diarrhöe eine bedeutende Krankheit; z. B. Epilepsie, Hysterie, doch auch diese wird mit der Heilung der Diarrhöe gehoben. Auch Neligan schreibt diesem Eisenmittel tonische und adstringirende Eigenschaften zu; er empfiehlt es bei chronischen Fällen schleimiger Diarrhöe, wo starke Abmagerung und Appetitmangel besteht. In einigen Fällen, wo die gewöhnliche Gabe (15—30 Tropfen) die Diarrhöe vermehrte, leisteten kleinere Gaben (5 Tropfen 2—3 Mal täglich), mit denen man langsam stieg, gute Dienste. In einigen wenigen Fällen dieser Art wurde das Mittel in grossen Gaben im Clysma gereicht. Selten wendete es Verf. in acuten Fällen von Diarrhöe an; wurde es jedoch in diesen gebraucht, so wirkte es am besten in grossen Gaben ($^1/_2$—1 Unze) im Clystier. Verf. wendete das Eisenpersesquinitrat auch innerlich mit vielem Erfolge in mehreren Fällen von Urticaria an. Eine 20jährige Dame, welche seit ihrer Kindheit daran litt und verschiedene Mittel fruchtlos versucht hatte, wurde in wenig mehr als einem Monate damit geheilt. Eine 21jährige Dame hatte schon seit 20 Jahren eine juckende Eruption im Gesichte und an den Händen, welche Theile angeschwollen und blass waren und eine wässerige Lymphe ausschwitzten; die Krankheit wurde nach dem Essen stets schlimmer. Der Gebrauch des Eisenpersesquinitrates hatte eine bedeutende Besserung zur Folge, und in einigen Monaten war die Heilung vollständig. Gegen äussere Geschwüre verordnete Verf. in einigen Fällen dieses Mittel innerlich, und zwar mit offenbarem Erfolge. Ein kräftiges Mittel ist es ferner im Schluchzen, und gute Wirkung äusserte es im Gesichtsschmerz. Montgomery wendete es in Schleimflüssen der Vagina mit dem besten Erfolge an. Paton fand es sehr nützlich gegen Mercurialsalivation, sowohl innerlich genommen, als auch als Mundwasser. Die Krankheit jedoch, in welcher es sich am wirksamsten bewies, ist die chronische Diarrhöe, und man kann es daher als Präservativ gegen die Cholera betrachten, da Jedermann, dessen Gedärme schwach sind, leicht von der Cholera befallen wird, das Eisenpersesquinitrat aber die Verdauung verbessert und die Geneigtheit zur Diarrhöe hebt. Um eine Lösung dieses Präparates zu machen, proponirt Verf. folgende Formel: Eisendraht eine Unze, Salpetersäure 3 Unzen, Wasser 57 Unzen, Salzsäure 1 Drachme. Die Salpetersäure wird mit 15 Unzen Wasser gemischt (bei sehr warmem Wetter kann die Menge des Wassers etwas grösser sein) in einem irdenen Gefässe, welches die drei- bis vierfache Quantität fassen kann. In diese verdünnte Säure kommt der in kleine Stückchen gebrochene Eisendraht. Das Gefäss wird leicht bedeckt und bei Seite gesetzt. In 8—12 Stunden ist der Process vollendet; die Lösung wird von dem ungelösten Drahte abgegossen und das übrige Wasser zugleich mit der Salzsäure hinzugegeben, so dass das Ganze 60 Unzen beträgt. Bei diesem Processe muss ein geringer Überschuss von Eisen sein; ein grosser Überschuss, wenn es lange in der Flüssigkeit bleibt, würde es in das Protonitrat verwandeln. Die gut bereitete Lösung hat eine dunkelrothe Farbe; kohlensaure Soda bildet einen rothen Niederschlag, ohne Beimischung von Grün. Der Geschmack ist sehr adstringirend. Die grosse Menge Wasser und die freie Salzsäure sind desshalb da, um die Lösung lang durchscheinend zu erhalten. In kaltem Wetter hält sie sich 2—3 Monate, bevor sie moderig wird. *(Monthly Journal May 1848.)* *Meyr.*

D. Chirurgie.

Beitrag zur Lehre vom subcutanen Bruchschnitte. Von Dr. Mayer in Würzburg. — Die vom Verf. anempfohlene Methode besteht darin, dass auf einer am oberen Rande der Bruchgeschwulst tief gegriffenen kleinen Hautfalte mit einem kleinen geraden Scalpell, in gerader Richtung mit der Längenachse des Körpers, eine fast zollgrosse Hautwunde gemacht wird, welche man dann durch mehrere kleine Messerzüge unter Benutzung einer vorn scharf gezähnten Pincette bis auf die äussere Lamelle des Bruchsackes vertieft, wo man sodann den unteren Rand des angespannten Leistenbandes mit dem untersuchenden Finger deutlich fühlt. Es wird nun die Bell'sche Hohlsonde in gerader Richtung nach oben unter das stark gespannte Leistenband zwischen dieses und den uneröffneten Bruchsack geschoben, bis durch Freiwerden der Sondenspitze bemerkt wird, dass dieselbe tief genug hinter das Poupart'sche Band eingedrungen sei. Das Einführen eines schmalen Pott'schen Fistelmessers ist nur auf der Sondenfurche ganz leicht, und die Einschneidung des einklemmenden Leistenbandes kann von innen nach aussen mit einem einzigen Messerzuge vollführt werden. Die Reposition ist sodann sehr leicht, und die Heilung ist nach gehöriger Vereinigung der Wundränder und passendem Verband in der kürzesten Zeit vollendet. Um jedoch diese Operationsmethode vornehmen zu können, ist es nöthig, dass der Bruch klein, frisch ist, der Bruchsack noch reponibel oder doch wenigstens nicht fest mit dem Bruchcanal und den umgebenden Theilen verwachsen ist, dass ferner die Einklemmung einzig und allein durch die Bruchpforte und nicht durch den Brucksackhals oder die in dem Bruchsacke gelegenen und organisch veränderten Eingeweide bedingt ist, auch der Zustand der eingeklemmten Organe eine Zertheilung der Entzündung und Anschwellung erwarten lässt, und weder Brand noch Entzündung zu befürchten ist. Freilich steht dieser Methode entgegen, dass in vielen Fällen eine genaue Diagnose des Sitzes der Einklemmung sehr schwierig ist, und Nebenverletzungen sehr schwer vermieden werden können. Wenn also auch diese Methode nicht ganz den Bruchschnitt verdrängen kann, so dürfte dem ersteren Verfahren bezüglich seiner künftigen Rolle in der Chirurgie um so mehr eine

günstige Prognose zu machen sein, als erstens mit dem Fortschritte der Wissenschaften die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten gelöst werden dürften, zweitens mehrere Fälle und namentlich ein im gegenwärtigen Aufsatze angeführter für die Vortrefflichkeit der Methode unter obigen Bedingungen sprechen, und wirklich die Vortheile derselben vor den übrigen Methoden sehr gross sind, indem 1. die Wunde sehr klein und 2. die Blutung sehr gering ist, 3. in den meisten Fällen keine Eiterung eintritt, 4. die Operation mit sehr wenig Schmerzen verbunden ist, 5. die erkrankten operirten Theile sehr schnell (öfters binnen 8 Tagen) zum Normalzustande zurückzukehren, 6. das Bauchfell, der Samenstrang und die vorgefallenen Theile weder verletzt, noch der Berührung der atmosphärischen Luft, so wie dem unmittelbaren Contacte mit Instrumenten und den Fingern ausgesetzt werden, indem der Bruchsack uneröffnet bleibt, 7. indem die Operation um einen ganzen Act verkürzt wird, 8. die Narbenbildung gering ist und daher später der Druck des Bruchbandes leichter ertragen wird, 9. die gefahrdrohende Unterleibsentzündung schnell gehoben wird, und endlich 10., indem sich die Kranken zu dieser so unbedeutenden, im Durchschnitte gefahrlosen (?) Operation eher entschliessen, als zu dem Bruchschnitte, bei dem im allgemeinen das Sterblichkeitsverhältniss wie 1:2,1 ist. (*Journal für Chirurgie und Augenheilkunde. VIII. Bd. 2. Heft.*) *Stellwag.*

Über die Operation des eingeklemmten Bruches. Von Pirrie. — Bei dieser Operation ist die Frage von grösster Wichtigkeit, ob man den Bruchsack eröffnen und die Strictur von innen trennen, oder ob man letztere ohne Eröffnung des Bruchsackes durchtrennen soll. Von diesen beiden Methoden fand die erstere die meiste Aufnahme, und ist auch in der Mehrzahl der Fälle allein möglich. Besteht jedoch die Strictur nach Aussen vom Bruchsacke, so kann jede Methode angewendet werden. Fälle dieser Art kommen nicht selten vor. Darüber sind die Chirurgen einig, dass der Bruchsackhals die Einschnürung bilden könne. Er kann nämlich durch Ergiessung von Lymphe und Organisation derselben verdickt und indurirt und so der Canal verengt werden. Die Strictur findet man bisweilen innerhalb des Sackes; in wenigen Fällen ist es eine Darmschlinge, in einigen ein Band des Netzes, in andern ein aus Lymphe, die aus der serösen Haut der Gedärme sich ergiesst, gebildetes Band. Der extraperitoneale Bruchschnitt ist somit nicht anwendbar, wo die Strictur durch den Bruchsack oder innerhalb desselben gebildet wird. Mit Rücksicht auf die zweite Indication bei der Herniotomie, nämlich die Zurückbringung des Bruches, stellt Verf. 3 Classen von Fällen auf: 1. Jene, in denen die Strictur ausserhalb des Bruchsackes ist, und wo der Bruch ohne Hinderniss zurückgebracht werden kann; 2. jene, wo nach der Trennung der Einschnürung ein Hinderniss besteht; 3. jene, in welchen die Zurückbringung des Bruches wohl möglich aber nicht gerathen ist. Bei der ersten Classe ist jede Methode anwendbar, die extraperitoneale Trennung ist jedoch mit weniger Gefahr verbunden, daher vorzuziehen. — II. Die von der Einschnürung unabhängigen Hindernisse der Zurückbringung des Bruches sind Adhäsionen des vorgelagerten Theiles an den Bruchsack, Adhäsionen derselben an einander, und bedeutende Grösse der Hernie. Die Adhäsionen sind von dreierlei Art: 1. Die vorgelagerten Theile adhäriren an den Sack mittelst einer Lage coagulabler Lymphe. Da sie sehr schnell eintreten kann, so soll man den Bruch so bald als möglich zu reduciren suchen. 2. Die Adhäsionen nehmen bisweilen ein membranöses oder filamentöses Aussehen an, und auf diese Weise verbinden sich gewöhnlich bewegliche Theile. Sie entstehen durch Ergiessung coagulabler Lymphe, die sich organisirt und kommen mehr am Körper und Grunde des Sackes vor. 3. Die dritte Form der Adhäsion, die fest organisirte, und fleischige, ist ebenfalls Folge der Entzündung, die Verbindung zwischen den vorgelagerten Theilen und dem Bruchsacke ist aber so innig, dass sie eine solide Masse mit continuirlichen Gefässen bilden. Sie findet meistens zwischen dem Netze und Bruchsacke und zwar im Körper oder Grunde des letzteren Statt. — Das Hinderniss der Reduction bildet bisweilen die natürliche Verbindung zwischen dem Darme und dem ihn überziehenden Bauchfelle. Diese kann auf der rechten Seite durch den Blinddarm, auf der linken durch das S romanum gebildet werden. Wenn diese Darmpartien herabsteigen, um eine Hernie zu bilden, so ziehen sie jenen Theil des Peritoneum, welches die Wände der Ileolumbargegend überzieht, mit sich zur Bildung des Bruchsackes, und wenn nun dieser Bruchsack in das Scrotum gelangt und daselbst Adhäsionen mit den umgebenden Theilen bildet, so werden die Theile des Bauchfelles, welche innerhalb der Bauchhöhle den Darm in der natürlichen Lage erhielten, denselben nun im Sacke zurückhalten, und da durch diese Partien der Bruchsack und der seröse Überzug des die Hernie bildenden Darmstückes an einander anliegen, so erhellt daraus, dass die Reduction unausführbar ist. — Die Theile, welche den Bruch bilden, gelangen oft, gesondert und einzeln, in den Bruchsack, dort aber entstehen durch Druck oder andere Ursachen öfters Adhärenzen unter ihnen, welche die Reduction verhindern. Die Grösse der Hernia hängt theils von der Menge der in ihr enthaltenen Theile, theils von der Anschwellung und Volumszunahme der einzelnen ab. Wenn einer dieser genannten Zustände Statt findet, und der Sack nicht eröffnet wird, so ist die Reduction unausführbar. Wird der Sack eröffnet, so lassen sich zwei der Hindernisse beseitigen; nämlich die weichen, frischen Adhäsionen durch coagulable Lymphe lassen sich mit den Fingern zerbröckeln, die filamentösen mit dem Messer zertheilen. In Betreff der übrigen Hindernisse hängt die Möglichkeit, sie zu beseitigen von den Umständen des Falles ab; in vielen Fällen ist es gerathener, sie unberücksichtiget zu lassen, besonders wenn sie von beschränk-

ter Ausdehnung sind und in mässig grossen Hernien bestehen. Bei grossen und alten Hernien beobachten in solchen Fällen die meisten Chirurgen A. Cooper's Verfahren, welches darin besteht, bloss die einschnürende Stelle zu trennen, welche in diesen Fällen meistens ausserhalb des Sackes ist, und letztere uneröffnet, die Hernie unreducirt zu lassen. — III. Es gibt Fälle, in welchen der Versuch einer Reduction nicht gerathen wäre, nämlich, wenn die Hernie brandig ist, oder wenn das Darmstück durch in Brand übergegangene Entzündung abfiel, wenn es zerrissen oder bei der Operation verwundet wurde. Wenn das Darmstück so aussieht, dass es zweifelhaft ist, ob nicht auf dessen Reduction eine Extravasation von Föcalstoffen folgt, so begnüge sich der Wundarzt gleichfalls damit, bloss die Strictur zu trennen. Bildet den Bruch das Netz und ist es brandig, so kann man es ganz entfernen und den Rest bis zur Mündung des Bruchsackes reduciren. Auch kann ein Theil des Netzes entfernt werden, wenn es durch Anschwellung den Bruch nach der Trennung der Strictur nicht reducirbar macht. — Es ergibt sich aus allem dem, dass in der Mehrzahl der Fälle die intraperitoneale Trennung nicht allein die mehr zu empfehlende, sondern oft die einzige sichere Methode ist, und dass die Fälle, in welchen die extraperitoneale Trennung ausführbar ist, jene von kurzer Dauer, wo man keine Adhäsionen oder eine krankhafte Beschaffenheit der vorgelagerten Theile vermuthet und die Fälle von grossen und alten Hernien sind, wo es sicherer ist, bloss die Strictur zu trennen und die Reduction nicht zu versuchen. — Die Methode, den Bruchsack gar nicht zu öffnen, wurde zuerst von Petit empfohlen, später auch von Garengeot und Bonnet empfohlen und ausgeführt. A. Cooper empfahl sie besonders in Fällen von grossen und alten Hernien. Liston übte sie in mehreren Fällen und findet sie besonders angezeigt, wenn die Hernie klein und frisch ist, und wo man keinen krankhaften Zustand des Darmstückes vermuthet. Ohne Zweifel ist die Darmentzündung die häufigste Ursache des tödtlichen Ausganges der Operation eines eingeklemmten Bruches. Einige nehmen als Ursache dieser Entzündung an, dass der Darm dem Lichte und der Luft, der Veränderung der Temperatur und der mechanischen Berührung ausgesetzt wird. Verf. hält jedoch den zu lange fortdauernden Druck der Strictur, welche von der zu langen Aufschiebung der Operation und von der zu häufigen Anwendung der Taxis herrührt, für die Ursache der Entzündung. Die zeitige Vornahme der Operation ist daher sehr wichtig, und zwar, weil die Hernie in kurzer Zeit tödtlich werden kann, weil der zu lange Aufschub einen Depressionszustand herbeiführt, und weil, wenn mit der Operation gewartet wurde, bis eine Gedärmentzündung innerhalb der Bauchhöhle eintrat, es höchst unwahrscheinlich ist, dass diese Entzündung nach der Entfernung des Bruches, der sie bedingte, zurückweicht. (*Monthly Journal. May 1848.*)

Meyr.

Bedeutende Gehirnverletzung; Heilung ohne Zufälle. Von Spengler. — Ein 7—8jähriges Mädchen wurde von ihrem Bruder mit einer Hacke aus Unvorsichtigkeit in den Kopf gehauen. Die Kleine fiel bewusstlos nieder; erst nach einiger Zeit wurde die Zinke der Hacke aus dem Kopfe, worin sie ziemlich fest steckte, herausgezogen, und das Kind nach Hause getragen, wo es durch mehrere Wiederbelebungsversuche gelang, das Kind zum Leben zurückzubringen. Es war bei sich, erkannte die Umstehenden, und beklagte sich weinend über sehr heftigen Schmerz in der Gegend der Wunde. Die Augen hatten sich etwas schief gestellt. Der Puls war sehr schnell (120), reichliches Erbrechen hatte sich eingestellt. Auf dem Scheitel fand man eine gerissene, vielfach gezackte Wunde der Haut mit gequetschten Rändern, von dem Durchmesser eines Viertelzolles. Entsprechend dieser Wunde war in dem rechten Seitenwandbeine ein länglichrundes silbergroschengrosses Loch, dessen scharfe Ränder von aussen nach innen zugeschärft waren, so dass die äussere Lamelle des Seitenwandbeines die am weitesten vorragenden Ränder bildete. Der Knochen in der Umgegend dieses Loches war nirgends verletzt, nirgends eine Spur einer Knochenspalte. Durch dieses Loch sah man die einen Zoll tiefe Gehirnwunde mit dunklem schwarzen Boden, die sich mit Blut von innen nach aussen wieder füllte, was alsbald gerann und die Öffnung schloss. Von der im Scheitelwandbeine fehlenden Knochenplatte war durchaus nichts in der Gehirnwunde zu finden; auch war davon selbst während der darauf eingetretenen Eiterung nichts ausgestossen worden. Da es nun unwahrscheinlich ist, dass das Knochenstück während des Ausziehens der Zinke herausfiel, kann es entweder im Gehirne durch die nachfolgende Entzündung eingekapselt worden sein, oder aber es wurde gar kein Substanzverlust herbeigeführt, indem die kindlichen Knochen so weich sind, dass sie nachgeben, und durch eine Verschiebung der einzelnen Partikelchen es möglich machen, dass ein derartiges Loch im Schädel ohne deutliche Entfernung von Knochenstücken entstehen könne. Bei ganz einfacher entzündungswidriger Behandlung genas das Kind binnen vier Wochen, nachdem sich die Hirnwunde mit Granulationen gefüllt hatte. Das Schielen war ganz verschwunden. Es ist dieses ein neuer Beweis dafür, dass Wunden der vorderen Partien des Gehirns minder gefährlich sind, als Wunden der hinteren Partien. (*Journal für Chirurgie und Augenheilkunde. VIII. Bd. 2. Heft.*)

Stellwag.

Zur Lehre von den Brüchen. Von Borggreve. — Schon in einem früheren Aufsatze, den Ref. in der öst. med. Wochenschrift 1847, Nr. 49, mittheilte, hat der Verf. zu beweisen gesucht, dass der Leisten- und Schenkelring bei der Einklemmung der Brüche durchaus keine active Rolle zu spielen im Stande sei; dass vielmehr die Einklemmung dadurch zu Wege gebracht werde, dass in der in leerem Zustande durch die Bruchpforte durchgeschlüpften Darmpartie in Folge der

Störung des Kreislaufes Congestion, und in Folge dieser Volumszunahme der Darmwände und überreichliche Absonderung von Darmschleim in der Darmhöhle herbeigeführt werde, wodurch das vorgelagerte Darmstück zu einer prallen Kugel wird, deren Rückbringung durch die Bruchpforte unmöglich ist. Die Wahrheit dieser Ansicht bestätigt sich bei jeder Operation eines eingeklemmten Bruches. Die Reposition ist nicht eher möglich, als die Bruchpforte so erweitert ist, dass auf einen leisen Druck auf die vorliegende pralle Schlinge, das darin enthaltene Secret zurückweichen kann. Während diesem Druck fühlt man auch deutlich unter den Fingern, dass eine Flüssigkeit sich aus der Schlinge in den freien Darm entleert, worauf die Reposition ganz leicht gelingt. Man kann die Richtigkeit des oben aufgestellten Grundsatzes auch durch directe Versuche ausser allen Zweifel setzen. Wenn man nämlich während der Operation eines eingeklemmten Bruches nach Erweiterung der Bruchpforte ein Stück des hinter dem Bruchringe gelegenen, bis jetzt frei gewesenen Darmes hervorzieht, und diese leere Schlinge dadurch einklemmt, dass man den Zeigefinger in die erweiterte Bruchpforte steckt, so röthet sich die Darmschlinge, füllt sich mit Secret, und lässt sich nicht eher reponiren, als bis man den Zeigefinger aus der Bruchpforte zurückgezogen hat. Mit noch mehr Musse kann man dieses Experiment an Thieren machen. Zu diesem Ende nimmt man einen Draht, und dreht die beiden Drahtenden so unter sich um einander, dass oben ein Rundring im Durchmesser von 2 — 3 Pariser Linien bleibt. Nun eröffnet man die Bauchhöhle eines Thieres, und zieht durch diesen Drahtring mittelst einer Pincette eine Darmschlinge so weit durch, dass auch ein kleiner Theil des Gekröses hindurch ragt. Macht man jetzt den Versuch, den Drathring wieder von der Darmschlinge abzuziehen, so schürzt sich der Darm faltenförmig vor dem Ringe auf, fast ähnlich, als wenn man einen dicken Faden durch ein enges Nadelöhr zieht, und ein Theil desselben sich vor der Öse aufstülpt. Bei genauer Beobachtung sieht man, dass diese beutelartige faltenförmige Aufschürzung des Darmes allein durch das Mesenterium bewerkstelligt wird. Zieht man an dem Mesenterium, so wird bloss die kleine Curvatur des Darmes dem Ringe genähert; die Darmschlinge bildet einen faltigen Knoten, der nur mit ziemlicher Gewalt durch Anziehung des Ringes durchgezwängt werden kann. Hält man den Ring nun straff angezogen, und erfasst den Darm unter dem Ringe selbst, so folgt er dem leisesten Zuge, der aufgeschürzte Knoten wird wieder frei. Hält man nach demselben Manöver den Ring wieder angezogen, so dass das Mesenterium wieder straff ist, und bemüht sich, den aufgeschürzten Knoten durch den Ring durchzudrücken, so geht dieses sehr beschwerlich. Lässt man aber nach, so dass das Gekröse schlaff wird und nicht mehr anzieht, so kann man leicht durch leises Manipuliren den Darm durch den Ring zurückbringen. Thut man dieses aber nicht, und hält den Ring ganz leicht angezogen, so sieht man, dass sich die vor dem Ringe aufgeschürzte Darmschlinge bald röthet, anschwillt, und in einigen Augenblicken dunkler gefärbt und kugelförmig prall wird. Bei der anatomischen Untersuchung der nach der Unterbindung herausgeschnittenen Darmschlinge findet man deren Wandungen strotzend von Blut, und in ihrer pressvollen Höhle keine Speisetheile, sondern eine wässerige Feuchtigkeit, mit vielen Schleimflocken untermischt. — Der Verf. wendet die Ergebnisse dieser Versuche nun practisch an. Er bemerkt, dass Einklemmungen von Brüchen gewöhnlich bei gebückter Stellung des Menschen, gleichzeitiger Anstrengung und bei gespannter Bauchpresse zu Stande kommen. Bei dieser Stellung ist das am Rückgrate befestigte Gekröse schlaff, der Darm liegt auf der Bruchpforte, durch die Bauchpresse tritt ein Theil des Dünndarmes durch den Bauchring in den immer schon im voraus bestehenden Bruchsack. Richtet sich der Mensch nun auf, so wird das Gekröse angezogen, zieht an der kleinen Curvatur des Darmes, die grosse Curvatur schürzt sich gegen den Bauchring auf, und der Einklemmungsprocess beginnt. Nach unseren Versuchen (siehe oben) muss die Zurückbringung anfänglich bei erschlafftem Gekröse sehr leicht gewesen sein. Die Taxis muss daher immer bei einer Stellung des Kranken vorgenommen werden, wo das Becken den Bauchwirbeln genähert und das Mesenterium erschlafft ist, was sich in der Praxis vollkommen bewährt. Da, wenn der Darmknoten einmal aufgeschürzt ist, durch Anziehen des Gekröses die Einklemmung nur fester wird, durch einen leisen Zug am Darme aber gelöst wird, lässt sich schliessen, dass in solchen Fällen Mittel, die die peristaltische Bewegung heftig anregen, von besonderem Nutzen sind, besonders, wenn sie in gekrümmter Lage des Patienten angewendet werden. Als solche Mittel empfiehlt der Verf. Brechweinstein in grossen Gaben, und Tabak äusserlich oder innerlich; ermahnt jedoch, nicht zu lange zu zaudern mit der Operation, indem sonst leicht grosser Schaden angerichtet werden kann. (*Allgemeine Centralzeitung.* **1848. 44.** *Stück.*)

Stellwag.

E. Otiatrik.

Über die Beziehungen des Farbstoffes der Haare und der Regenbogenhaut einiger Thiere zu ihrem Gehörvermögen. Von Sichel. — Schon vor 20 Jahren hatte der Verf. die Bemerkung gemacht, dass ganz weisse, ungefleckte Katzen mit blauer oder blaugrauer Regenbogenhaut immer taub sind, dass sich aber ihr Gehör entwickle, sobald sich die Iris mit zunehmendem Alter des Thieres dunkler färbte. Bei menschlichen Albinos bemerkte der Verf. niemals Taubheit, obwohl sie des Pigmentes in der Haut, so wie in der Iris und Choroidea gänzlich entbehren, während doch bei ganz weissen Katzen, wie die blaue Farbe der Iris zeigt, das Pigment niemals ganz fehlt. Nach Prof. Heusinger's Erfahrungen erweist sich das Pigment bei verschiedenen Thieren auch als ein auf den ganzen

Organismus höchst einflussreicher Körper. So bemerkte letzterer, dass gewisse Pflanzen nur für ganz weisse oder weissgefleckte Thiere (Schafe, Schweine, Pferde) giftig sind, während sie schwarzgefärbten Individuen derselben Art ganz unschädlich sind. So zeigt sich das Kahlwerden, so wie verschieden andere Hautkrankheiten der Kühe nur an den weissbehaarten Stellen, und greift niemals auf die schwarzen Stellen über. — Das Pigment übt also nicht bloss auf die Haut, sondern auch auf innere edle Organe einen merklichen Einfluss aus. (*Annales des sciences naturell.* ***1847.*** *Oct.* und ***Froriep's*** *Notizen. VI. Bd. Nr. 14.*)

Stellwag.

3.

Notizen.

Einiges über Vorboten, Entwicklung, Wesen und Behandlung der kürzlich in Russland herrschend gewesenen Cholera. *Von Prof. Dr.* ***Inosemtzeff,*** *Chef des Cholera-Spitales zu Moskau.*

Häufig sucht man den Sitz dieses Leidens in der Darmschleimhaut, und hält den Character desselben für entzündlich. Dem ist jedoch in der Wirklichkeit nicht so: denn einerseits lassen sowohl die Erscheinungen am Leben als auch die der Leiche höchstens venöse Hyperämien zu manchen Bauchorganen erkennen; andererseits aber hat die antiphlogistische Methode sich beinahe immer eher schädlich als nützlich erwiesen, während die excitirende Behandlungsweise, wohin auch das mit Recht als Volksmittel berühmt gewordene Elixir Woronjesky gehört, meist vom besten Erfolge gekrönt ward.

Ich halte es für weit wichtiger, bei der Beurtheilung über das Wesen der Cholera die krankhafte Se- und Excretionsthätigkeit vorzugsweise ins Auge zu fassen. Damit aber die Secretion eines Organes normal bleibe, sind drei Bedingungen unerlässlich: normale Structur des Parenchyms, normaler Blutgehalt und normales Verhalten des Nervensystemes, insbesondere der Gangliensphäre, als derjenigen, welche den Absonderungs- und Ernährungsprocess beherrscht. Jede Abweichung eines dieser Factoren hat Erkrankung der Secretionsthätigkeit zur Folge. Den häufigsten Ausgangspunct eines solchen Erkrankens bietet nun freilich das Blut dar, und die Mitleidenschaft des Organenparenchyms und Gangliensystemes erscheint dann nur als secundär; nicht selten geschieht es aber auch, dass das Nervenleben des Organes der ursprünglich ergriffene Factor ist; das Blut dagegen nur consecutiv, das Parenchym, mindestens sichtbar, anfänglich ganz und gar nicht materiell verändert erscheint.

Vergleicht man die Krankheiten der Ganglienncrven mit jenen der animalischen, so erfährt man, dass die letzteren, wie die Fallsucht und der Veitstanz, oft trotz ihrer langen Dauer, ohne irgend eine materielle Störung gesetzt zu haben, zurücktreten; die ersteren dagegen schon bei ihrem ersten Erscheinen sich auf den Ernährungsprocess reflectiren, — so das Wechselfieber (***Febris intermittens gangliosa***). Meines Erachtens gehört nun auch die Cholera zu diesen Ganglienleiden, und ich halte die Erkrankung des Ganglien-nervensystemes in ihr für primär, die des Blutes nur für secundär. Die in Begleitung der Cholera einhergehenden convulsivischen Bewegungen und anderen krankhaften Äusserungen des Cerebrospinalsystemes kommen dadurch zu Stande, dass die krankhafte Reizung der Ganglienncrven, nachdem sie eine zeitlang mit einer gewissen Intensität angehalten, sich mittelst der an der Gränze beider Nervensphären liegenden Ganglien auf die animalischen Nerven fortpflanzt. Dem zufolge besteht die Cholera wesentlich in einem Nervenleiden, dessen nächster und ursprünglicher Grund in einer Irritation des Gangliensystemes zu suchen; sie gehört zur Classe der intermittirenden Fieber, ist eigentlich eine *Irritatio systematis gangliosi abdominis acutissima,* und unterscheidet sich von den gewöhnlichen Formen der Intermittens bloss durch den höheren Intensitätsgrad. In manchen Fällen gewinnen zwar die Erscheinungen des mitleidenden oder auch früher angegriffenen Cerebrospinalsystemes, in anderen die Alterationen des Blutes eine überwiegende Bedeutung, und drücken so der Cholera-Affection das Gepräge eines cerebrospinalen oder entzündlichen Leidens auf; demungeachtet bleibt jedoch das Wesen der Krankheit unverändert dasselbe.

Hinsichtlich der Vorboten habe ich Folgendes anzuführen: Seit vier Jahren macht sich als vorherrschendes, zuweilen selbstständiges, meist jedoch andern Krankheiten sich zugesellendes Leiden eine rheumatisch - catarrhalische Affection des Speisetractes, insbesondere des Magens, geltend. Die damit verbundene ungewöhnliche allgemeine Schwäche, die Störung der Se- und Excretion, besonders der Harnabsonderung, die heftige Erschütterung, das Sinken des gesammten Ernährungsprocesses, die besondere Geneigtheit zu Nervenanfällen, zum Übergange in regelmässige und unregelmässige Wechselfieber, — Alles das führt mich zur Annahme, dass der krankhafte, ursprünglich rheumatische Reiz sich leicht, *juvante genio epidemico,* mittelst der Schleimhäute auf das krankhaft prädisponirte Gangliensystem fortpflanze, von dessen Endigungen auf die Ganglien selbst reflectirt werde, und auf solche Weise Störungen im Nutritions- und Secretionsprocesse, zuweilen auch mittelst Reflex auf das Cerebrospinalsystem spastische Anfälle hervorrufe.

Hie und da erschienen indess schon im Jahre 1845 ganz choleraähnliche Fälle, die ich als *Cholera sporadica* betrachtete, die aber das Eigenthümliche hatten, dass davon gewöhnlich mehrere Mitglieder einer Familie successive ergriffen wurden. Meine Behandlung, gegen das acute Ganglienleiden gerichtet, hatte den besten Erfolg.

In Persien nahm die Cholera nach dem Berichte des Dr. Kade den entgegengesetzten Gang; die Intermittenten, anstatt ihr vorauszueilen, schritten erst hinter ihr her. Jedenfalls dient aber auch diese Art der Aufeinanderfolge beider Krankheitsformen als Beweis für ihre Analogie.

In ätiologischer Beziehung halte ich dafür, dass die Cholera nicht contagiös, dass ihr Ursprung, da sie so häufig nach Erkältung entsteht, ein rheumatischer, ihre Verbreitung eine epidemische, durch tellurische oder cosmische Einflüsse bedingte sei. Zu diesen planetarischen Agentien zähle ich folgende, dem jetzigen Auftreten der Cholera vorausgegangene Erscheinungen: das jüngst in Russland beobachtete Erscheinen mehrerer Komete, die so ungewöhnlichen Nordlichter, wie den 14. Juli 1848 in der Stadt Mohilew in Gestalt eines Kreuzes, den 28. August in Petersburg, den 12. September in Moskau; — die eingetretene ungewöhnliche Bewegung der Flüsse, veränderte Vegetation, barometrische Contradictionen, vorherrschende negative Electricität der Luft etc. Damit stimmt auch die Verbreitung der Krankheit, welche gewöhnlich in der Richtung der niedrigen sumpfigen Stellen und grossen Flüsse geschieht, wo sich also meist die guten Electricitätsleiter ansammeln.

Bevor ich nun zur Behandlung übergehe, will ich kurz die Momente angeben, die mich dabei geleitet; die Cholera entsteht in Folge fehlerhafter Diät, moralischer Einflüsse, am häufigsten jedoch nach Erkältung; ihrer Natur nach ist sie rheumatisch, nervös, häufig, und zwar in Fällen von Complication mit heftiger Spinalirritation, paralytisch, nur selten im Anfange entzündlichen Characters; ihr Sitz ist im Unterleibe.

Ich beginne daher die Bekämpfung der Cholera mit der Application von starken Derivantien, gewöhnlich Sinapismen und Kren, in der heftigeren paralytischen Form mit Moxen auf die Magengrube. In der *Cholera sicca*, wo keine Ausleerungen Statt finden, und die Patienten von den heftigsten Bauchschmerzen gequält werden, reiche ich, nach Eisenmann's Empfehlung, Wasserclystiere von 30⁰ R. zu 4, 5 und selbst 10 Malen, bis sie den erwünschten Erfolg haben. Letztere wirken um so wohlthätiger, als sie nicht nur die Schmerzen mildern und den Stuhlgang befördern, sondern auch den quälenden Durst stillen, und die Hauttranspiration begünstigen. Zuweilen gewinnt das Bild der *Cholera sicca* eine grosse Ähnlichkeit mit *Volvulus* und *Intussusceptio intestinorum;* dann sind die warmen Clystiere, gleich den warmen Umschlägen, auch desshalb zweckdienlich, weil sie mechanisch die Därme ausdehnen, und so zur Erhaltung ihrer normalen Lage beitragen.

Bei plethorischen Individuen, wo Geneigtheit zur Entzündung zu befürchten steht, wende ich trockene oder selbst blutige Schröpfköpfe gegen den Sitz des Sonnengeflechtes an, ohne jedoch viel Blut zu entleeren, wodurch die Nervenzufälle nur noch verschlimmert werden könnten. Aderlässe werden höchst selten erfordert, überhaupt sind Blutentziehungen jeder Art in dieser Krankheit eher schädlich als nützlich.

Wo das Erscheinen von Krämpfen auf die Mitleidenschaft des Rückenmarks hindeutet, verordne ich *Rubefacientia* nach der ganzen Länge der Wirbelsäule; findet diess gleich im Beginne der Erkrankung Statt, so halte ich die Cerebrospinalirritation für selbstständig, und modificire darnach das Heilverfahren. Während ich nämlich bei vorherrschender oder alleiniger Affection des Gangliennervensystems unmittelbar nach dem Gebrauche der obbenannten Mittel, nebst warmen Umschlägen auf die Bauchgegend, auch noch warme Bäder und Dampfbäder für äusserst wirksam erachte, beschränke ich mich dort, wo das Cerebrospinalleiden dem Ganglienleiden vorausgegangen oder selbstständig vorhanden ist, auf warme einfache oder zugleich narcotische Umschläge, und lasse die Bäder ganz weg. »*Frigidum nervis adversum*,« sagt schon Hippocrates, und es gilt diess allerdings vollkommen vom Gangliensystem. Die Cerebrospinalnerven dagegen ertragen, im entzündlichen sowohl als erethischen Zustande, nach den Erfahrungen von Cruveilhier, Copland und mir, viel besser die Kälte als die Wärme. In derartigen Cholerafällen möchte daher die Behandlung mit kaltem Wasser ganz am Orte sein. In der That geschah diess mit dem glücklichsten Erfolge während der vorigen Epidemie, und geschieht dasselbe, wie Dr. Kade berichtet, eben jetzt in Persien, wo das gemeine Volk jeden Cholerakranken ins kalte Wasser wirft, und dann durch Friction die Haut zu erwärmen sucht.

Hier bei uns rieb man den ganzen Körper der Kranken mit Eis, und suchte unmittelbar darauf die Haut durch trockene Reibungen zu erwärmen, oder man hüllte die Kranken ein, liess sie schwitzen, setzte sie dann in ein kaltes Bad von 15⁰ R., und douchte mit möglichst kaltem Wasser auf die Magengrube. Indess muss uns hinsichtlich des geeigneten Wärmegrades in jedem speciellen Falle das Gefühl der Kranken bestimmen. Immer muss jedoch derselbe, gleich nach Anwendung der Kälte, warm angezogen und erhalten werden.

Die bisher erwähnten äusseren Mittel sind die wichtigsten, und reichen oft ganz allein hin zur Heilung der Cholera. Bezüglich des weit beschränkteren Gebrauches innerer Arzneien war ich sorgfältig bemüht, den Gebrauch schwächender, salziger, oder auch nur emulsiver Mittel zu vermeiden, und nahm nur dann Zuflucht zum Calomel in Verbindung mit Mucilaginosis und Opiatis, wenn der Kranke plethorisch, und die Krankheit mit stark entzündlichem Character auftrat. In der Regel waren es Antinervina, *Roborantia excitantia* und Narcotica, welche ich in Anwendung brachte, und zwar je nach Umständen China, *Nux vomica*, Spi-

rituosa, Ätherea, Ipecacuanha, Rheum u. s. w. Der Magen verträgt weder Neutralsalze noch Salpeter, Milch, oder andere Refrigerantia und Antiphlogistica, dafür aber vortrefflich Amara und Excitantia. Bei der letzten persischen Epidemie waren es besonders die Chinarinde und das Eisen, die den meisten Nutzen gewährten. In einem Falle von *Cholera paralytica* habe ich mit gutem Erfolge die Transfusion von Kalbsblut versucht.

Schliesslich muss ich noch eines Volksmittels Erwähnung thun, des Elixir Woronejsky, so genannt ob der zuerst im Gouvernement von Woronejsch stattgefundenen Anwendung. Der Umstand, dass in einigen verzweifelten Fällen auf seinen Gebrauch Genesung eintrat, veranlasste 1831 die starke Verbreitung dieses Mittels, die sich übrigens auch bei der jetzigen Epidemie rechtfertigt, indem nach den Erfahrungen, die Dr. Andrejefsky mit diesem Elixir so eben am Kaukasus gemacht, von 34 Cholerakranken nur ein einziger starb. Seine Bestandtheile sind folgende: *Sal. ammon*, *Camph.*, *Aq. regiae*, *Naphthae petrolei*, *Terebinthina*, *Piper*, *Acetum Rhen.*, *Crematum simplex.* Ausser seinem innerlichen Gebrauche ward es auch zu Einreibungen verwendet. Wo wir daher mit den rationell indicirten Mitteln nicht zum Ziele gelangen, dort sind wir wohl berechtigt, das Elixir in Gebrauch zu ziehen. Eine besondere Bedeutung gewinnt aber noch der Nutzen dieses Mittels in pathogenetischer Beziehung; derselbe bestätigt nämlich unsere Ansicht, der gemäss nämlich die Natur der Krankheit keine phlogistische ist, sondern eine nervöse.

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Über das Staphylom der Hornhaut. Von Dr. Franz Chelius, Privatdocenten in Heidelberg. Heidelberg 1847. 8.

Des Verf. Absicht bei Veröffentlichung vorliegender Schrift ging dahin, die Lehre von den Hornhautstaphylomen einer Durchsicht zu unterwerfen, um nach den Ergebnissen eigener Forschungen und Beobachtungen zur genaueren Begründung der Lehre von dem Entstehen und Wesen des Staphyloms einen Beitrag zu liefern. — Ch. schickt zuerst einen kurzen geschichtlichen Überblick voraus, stellt rücksichtlich der abweichenden Meinungen über Entstehen und Wesen des Staphylomes drei Zeiträume fest (von Celsus bis Richter, von Richter bis Beer, und von Beer bis auf die neueste Zeit), und berichtet nun über die Leistungen in jedem einzelnen Zeitraume. Ich muss gestehen, rücksichtlich der Würdigung der Leistungen neuerer Zeit nicht die gewünschte Vollständigkeit gefunden zu haben. Es sind da mehrere Arbeiten vorhanden, die meines Erachtens denn doch einige Berücksichtigung verdient hätten. Ich nenne Steinberg's Arbeit, die er in einem selbstständigen Werke im Jahre 1844 dem Publicum unter dem Titel: »Beiträge zur Ophthalmiatrik« vorlegte, und im vorigen Jahre in v. Walther's und v. Ammon's Journal neuerdings als Originalaufsatz abdrucken liess; — Arlt's Abhandlung in der Prager Vierteljahrsschrift etc. — Ch. geht übrigens nicht in eine genaue Critik der verschiedenen Ansichten ein, und nennt Staphylom der Hornhaut eine jede mehr oder weniger bedeutende Hervorragung der in ihrer Beschaffenheit veränderten und mit der Iris verwachsenen Hornhaut, welche durch vermehrte Ansammlung der wässerigen Feuchtigkeit im Auge bedingt ist; er stellt diesen Begriff auch für das Sclerotical-Staphylom fest, theilt das Staphylom in ein theilweises und totales, und verwirft die Eintheilung eines totalen Kugel- und Kegelstaphyloms, da das totale immer ein sphärisches und das conische nur eine weitere Entwicklung des partiellen Staphylomes ist. Ohne letzterer Ansicht in ihrer ganzen Ausdehnung beipflichten zu wollen, gestehe ich, dass ich es unpassend finde, die Bezeichnung eines pathologischen Processes von seiner Form herzunehmen. Wie viele Staphylome haben die Kegelform, und müssen trotz derselben als Kugelstaphylom erkannt und behandelt werden; wie bedeutend sind die anatomischen und physiologischen Abweichungen, die unter dem Begriffe Kegelstaphylom zusammengefasst werden, ohne dass der Augapfel auch nur im mindesten eine Kegelgestalt annimmt. Rücksichtlich der Bedingungen der Entstehung und Weiterbildung schliesst sich Ch. vollkommen den bekannten, von Beer aufgestellten an, und sucht nun diese Behauptungen in der Entwicklung und dem ferneren Verlaufe der beiden von ihm anerkannten Hauptformen des Staphyloms nachzuweisen und zu begründen. Der Gegenstand findet hier seine allseitige Beleuchtung, und wenn der Verf. im vorauserwähnten geschichtlichen Überblicke die einzelnen Ansichten keiner critischen Sichtung unterwarf, so lässt sich diess in der weiteren Behandlung des Gegenstandes nicht behaupten, da meist den aufgestellten Ansichten gegenüber eine bescheidene, gründliche, vielfach auf anatomische Befunde fussende Critik Platz greift. Es ist auch des therapeutischen Theiles gedacht worden. Ich gestehe, darin eben nichts Neues gefunden zu haben, wie wohl auch schon von vorne herein über einen so vielfach bearbeiteten Gegenstand vermuthet werden konnte. Auch hier ist mit critischer Sorgfalt zu Werke gegangen, und so mancher Irrthum entsprechend berichtiget worden. — Schliesslich finde ich mich veranlasst, zu erwähnen, dass die Schrift, obwohl vor einem Jahre erschienen, mir erst kürzlich zu Handen kam, daher sich ihre Anzeige so verspätete.

Blodig.

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1848.

Die hier angeführten Schriften sind bei **Braumüller** und **Seidel** (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Baumgarten (Dr. Joh. Chr. Glob.), *Enumeratio stirpium magno Transylvaniae principatui praeprimis indigenarum, in usum nostratum botanophilor. conscripta inque ordinem sexuali-naturalem concinnata. Tom. IV. Classis XXI. Cryptogamarum Sect. I—III. exhibens.* gr. 8. (IV u. 236 S.) *Cibinii* **1846** *(de Hochmeister)*. Geh. 1 fl.

Beinert (Apoth. Carl Ch.), der Meteorit von Braunau am 14. Juli 1847. Actenmässige Darstellung, Beschreibung und Analyse, nebst Ansichten über die Natur der Meteoriten. Hierbei 1 (lith.) Situationsplan (in qu. gr. Fol.) u. 3 (lith.) Taf. (in 8. u. qu. 4.) gr. 8. (VIII u. 52 S.) Breslau, *Trewendt* in Comm. Geh. 1 fl. 8 kr.

Beiträge zur Pflanzenschule des russischen Reiches. Hersg. von der kaiserl. Academie der Wissenschaften. 5. Lfg. [Mit 2 (lith.) Taf. (in gr. Fol.)] gr. 8. (78 S.) St. Petersburg. (Leipzig, *Voss.*) Geh. baar 30 kr.

Berzelius (Jac.), Jahres-Bericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie. Eingereicht an die schwedische Academie der Wissenschaften den 31. März 1847. XXVII. Jahrg. 2. Heft: Pflanzenchemie. gr. 8. (S. 263—556.) Tübingen, *Laupp.* 2 fl. 15 kr.

Bibliotheca *medico-chirurgica, pharmaceut. chemica et veterinaria*, oder geordnete Übersicht aller in Deutschland neu erschienenen medicinisch-chirurgisch-geburtshülflichen, pharmaceutisch-chemischen und veterinär-wissenschaftlichen Bücher. 2. Heft. Juli—Dec. 1847. gr. 8. (S. 45—76.) Göttingen, *Vandenhoeck & Ruprecht.* (à) 5 fl. 40 kr.

Bock (Prof. Dr. Carl Ernst), Lehrbuch der pathologischen Anatomie mit Rücksicht auf die Anwendung am Krankenbette. 2. Hälfte. gr. 8. (S. VII—XVI und 369—747. Schluss.) Leipzig, *G. Wigand.* Geh. *pro* cplt. 3 fl. 45 kr.

Candolle (*Aug. Pyramus de*), *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis s. enumeratio ordinum, generum, specierumque plantarum hucusque cognitarum, juxta methodi naturalis normas digesta; editore et pro parte auct. Alph. de Candolle. Pars VIII—XI.* gr. 8. (2761 S.) *Parisiis* **1844—47**. *Lipsiae, Michelsen in comm* Geh. (à) 8 fl.

Canstatt (Prof. Dr. C.), clinische Rückblicke und Abhandlungen. In zwanglosen Heften. 1. Heft. gr. 8. (198 S.) Erlangen, *Heyder.* 1 fl. 36 kr.

Caspary (Dr. Rob.), *de nectariis. Commentatio. botanica.* gr. 4. (56 S. mit 3 Steintaf.) *Bonnae, Marcus.* Geh. 1 fl. 15 kr.

Cours *de physiologie, fait à la Faculté de médecine de Paris, par P. Bérard. T. 1. In-8. de VIII et 80 p. Paris, Labé.*

Curtis (J. L., u. Companie, pract. Ärzte), Mannheit; die Ursachen ihrer vorzeitigen Abnahme, und Belehrungen über ihre vollständige Wiederherstellung. Nebst Bemerkungen über die Behandlung der Syphilis, des Trippers und Nachtrippers; erläutert durch (2) anatom. Kupfertaf., Krankengeschichten etc. Nach der 34. Auflage mit Bewilligung der Verf. aus dem Englischen übersetzt. gr. 16. (136 S.) Leipzig, *Orthaus.* Geh. Versiegelt 1 fl. 30 kr.

Des affections *granuleuses, ulcéreuses et carcinomateuses du col de l'utérus. Thèse ..... pour une chaire de clinique chirurgicale, par A. Robert. In-4. de* **166** *p., plus* **2** *pl. Paris, impr. de L. Martinet.*

Des hernies *ombilicales et épigastriques. Thèse .... pour une chaire de clinique chirurgicale, par A. Vidal (de Cassis). In-4. de* **132** *p. Paris, impr. de L. Martinet.*

Des maladies *de la volonté, ou Etudes des lésions de cette faculté dans l'aliénation mentale, par M le docteur E. Billod. In-8. de* **107** *p. Paris, imp. de Martinet.*

Des tumeurs *de la voûte du crane. Thèse ..... pour une chaire de clinique chirurgicale, par E. Chassaignac. In-4. de* **246** *p. Paris, impr. de L. Martiret.*

Des tumeurs *du cordon spermatique. Thèse .. pour vne chaire dc clinique chirurgicale, par M. Malgaigne. In-4. de* **56** *p. Paris, impr. de P. Dupont.*

Emmert (Privatdoc. Dr. Carl), Lehrbuch der Chirurgie. Mit mehr als 1000 eingedr. Holzschn. 1. Bd. 2. Lief. gr. 8. (S. 193—376.) Stuttgart, *Franckh.* Geh. (à) 1 fl. 35 kr.

Noack u. Trinks, Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre. 22. Lief., enthaltend das Repertorium, bearb. von Dr. Clotar Müller. 5. Lief. gr. 8. (S. 513—640.) Leipzig, *T. O. Weigel.* Geh. 1 fl. 30 kr.

Strumpf (Dr. Ferd. Ludw.), systematisches Handbuch der Arzneimittellehre. VIII. Lief. gr. 8. (XVI u. S. 897—1108 Schluss des I. Bds) Berlin, *Th. Enslin.* Geh. *pro* VII. u. VIII. Lief. 1 fl. 48 kr.

Traité *des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent, par le baron Boyer. 5. éd., publiée par le baron P. Boyer. Tome IV. In-8 de* **784** *p. Paris, Labé. 8 fr.*

Vrolik (Prof. Dr. W.), *Tabulae ad illustrandam embryogenesin hominis et mammalium, tam naturalem quam abnormem. Et. s. t.: De vrucht van den mensch en van de zoogdieren etc. Fasc. XV—XVII.* Fol. (15 lith. Taf. u. 42 Bl. Text) *Amstelodami, Lipsiae, T. O. Weigel.* (à) 4 fl.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.